

Bücher pflegen von Erwachsenen besprochen zu werden. Muß der Rezensent sein Erwachsensein nicht als unangemessen empfinden, wenn ihm ein Kinder- oder Jugendbuch zu besprechen aufgegeben ist? Soll er versuchen, mit den Augen des jungen Lesers zu lesen, oder soll er seine Erwachsenenvorstellung, welche Literatur für die einzelnen Altersstufen geeignet bzw. nützlich sei, zum Maßstab machen? Ich habe das Buch meinen Töchtern (acht und elf Jahre alt) zum Lesen gegeben: Sie mögen es, finden es spannend. „Karle Donnerwetter“ ist in der Tat geradezu risikolos von der Art, die Kinder totsicher mögen. Das bewährte Arsenal von Figuren, Motiven und Spannungserzeugung bietet die notwendigen Identifikationsmöglichkeiten: ein pffiffiger, beherzter Lausbub als Held, um ihn eine „Bande“, in der auch zwei Mädchen mitmachen dürfen, als unvermeidliches Tier, sozusagen Held Nr. 2, ein Pony, das die Bande aus den Händen eines Gauners rettet, dazu allerlei Familienleben und der (fortsetzungsweisen-de?) Traum von einem prähistorischen Schatz im Gemüsegarten. Enid Blyton und ihre „Fünf Freunde“ lassen grüßen. In der Realitätsbezogenheit des Ponschicksals und in der psychologischen Differenzierung der Familie, auch in der stilistischen Lebendigkeit der Darstellung ist „Karle Donnerwetter“ allerdings so tumhoch überlegen, daß er sich als eine bessere Alternative für bisherige Blytonliebhaber anbietet. Ich habe nichts dagegen, daß meine Töchter den Karle mögen. Die Nürnbergerin Irene Reif hat bereits ein Dutzend Kinder- und Jugendbücher geschrieben. „Karle Donnerwetter“ wird als 1. Band einer „heiteren Lausbuben-Serie“ angekündigt, „an der Jungen wie Mädchen ihren Spaß haben werden“. Sie werden — da kann und soll nichts schief gehen.

D. Schug

Ludwig Fels: **Ein Unding der Liebe.** Roman. (338 S., DM 32,—) Verlag Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1981.

Dieser sprachkräftige, kompromißlose Autor entwickelt sich zu einem „fränkischen Zola“. Er ist unbequem, was er schildert, ist „widerlich“ wahrhaftig: Wer Literatur als unterhaltende Lebenszugabe nimmt, muß Fels ausklammern. Denn dieser Prosaist und Lyriker nimmt die Sprache, nimmt seine Inhalte als Waffe für eine Anklage gegen Banalenge der Bürgerlichkeit (die es ja wohl gibt neben der unstrittig auch und vielleicht doch überwiegend, wie Fels zugeben müßte, spräche man ihn daraufhin an,

vorhandenen aufgeschlossenen und kulturbewußten, das Leben als Bildungsaufgabe im Menschlichen und Geistigen sehenden Bürgerschicht). Fels plädiert für den Kampf um eine liebevollere, mutigere und zu Einsichten bereite Welt. Er zeigt die Opfer der Nachtseite — die heutigen Miserablen, die aus der Ordnung ins Maßlose von Suff und Verzweiflung und käuflicher Liebe mangels anderer Tröstungen Gefallenen. Er kann keine Lösungen bieten, er zeigt nur kritisch und packend den Weg bergab und das entsprechende „Milieu“. Er ergreift, aus eigenem Schicksal, Partei für die Schwachen. Der neue, zweite und umfangreiche, niemals sprachlich erlahmende, manchmal auch einige notwendige Sentimentalisten aufweisende Roman porträtiert den „Helden“ des Buches, dessen Titel diesen fetten, ungescheiterten, sexualgehemmten Georg Bleistein meint: Der Dreißigjährige wuchs in kaltherziger mechanischer Verwöhnung bei Tante und Großmutter auf, in einer ördentlichen Enge, in der über seine Mutter, Säuferin und Hure, kein Wort fallen darf. Georg baut sich ein Gegenbild, er will diese Mutter, nach deren Liebe er sich sehnt, deren Einsamkeit und Abseitsleben er stützen will, suchen. Er durchläuft dabei Abenteuer „unterm Strich“, er verliert letzten Halt, als er erkennen muß, daß die Mutter saufend und in Abhängigkeit von einem Mann, der sie ausnutzt, zuendeleben will. Georg, der nur als Ideal viel Geld und käufliche Liebe kennt und verfolgt, schert aus, wird untergehen, das bleibt offen. Seiner Trostlosigkeit ist „die Erde der fernste Stern“. Fels wagt die Entlarvung unseres möglichen Dahinlebens neben Erniedrigten und Beleidigten. Den hoffnungslos Ungebildeten die eigene Herzensbildung, den Mut zur Nächstenliebe zu zeigen, ohne die Augen zu verschließen vor den Gräben, die da genommen werden müssen: Dies dürfte ein Leser, der innerlich mitgeht mit diesem Autor, folgern.

Inge Meidinger-Geise

Su a Liib. Menschlich-Allzumenschliches in Coburger Mundart von Anneliese Hübner. Holzschnitte Herbert Ott. Privatdruck 1981.

Es ist noch nicht lange her, seitdem sich auch in Coburg und im Coburger Raum die Stimme einer „modernen“, zeitgemäßen Mundartdichtung erhoben hat. Dies verdanken wir in erster Linie Anneliese Hübner, die jetzt ein neues Munsartbuch vorgelegt hat, das sich aus drei authentischen Quellen nährt und daher so

herzerfrischend „dahergesprudelt“ kommt. Die erste Quelle ist natürlich die Coburger Mundart selbst, aus der die Autorin direkt, im wörtlichen Zitat, schöpft und deren hinter-sinnige Mehrdimensionalität ihr in höchstem Maße vertraut ist. Die zweite Quelle ist eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe, die den mundartspredhenden, sogenannten einfachen Menschen „von der Straße“ in den Blick nimmt und ihm liebevoll, nie hart und kritisch, einen Spiegel seines Wesens vorhält. Die dritte Quelle liegt im Wesen der „Hübnerin“ selbst beschlossen. Mit wehmütigem Humor versucht sie, über die Schrofheiten, die Kälte unserer Zeit hinwegzukommen, was ihr nicht immer gelingt, gelingen kann, da es eine Zeit ist, die für Menschen, die sich nach Harmonie mit den Mitmenschen und der Umwelt sehnen, sehr schwer ist. So hat man bei Anneliese Hübner mehr als bei manch anderem schreibenden Kollegen den Eindruck, daß zunehmend das Schreiben in Mundart selbst ihr zur Lebensform (nicht zu verwechseln mit Lebenshilfe) wird, zur einzigen Überlebenschance vielleicht. Auch wenn sich in manchen dieser Gedichte noch in Resten die literarischen Vorbilder spiegeln (z. B. Touch fe Touch), so ist das kein Nachteil; denn die typische „Handschrift“ der Autorin hebt sich dadurch noch plastischer ab.

Dr. Eberhard Wagner

Eberhard Wagner: „durchs bunda lisch gedrehd“, Druckerei Lorenz Ellwanger, Bayreuth; 48 Seiten.

„Der aufmerksame Lser wird feststellen, daß ich mich bemüht habe, die Mundart poetischer zu verwenden als früher . . .“ schreibt Eberhard Wagner in seinem Vorwort. Und da mag man diesen vom Autor selbst gewählten Begriff „poetisch“ gerne ergänzen durch den Ausdruck „philosophisch“, denn aus diesem kleinen Buch mit seinen Gedichten und einer Erzählung in Bayreuther Mundart spricht ein stiller, nachgedachter und nachdenklich machender Ur-Ernst. Doch der Dialekt holt Ängste, Tragisches und Trauriges fein oder derb zurück in die Welt, in der das Leben weitergeht. So heißt es beispielsweise im Gedicht „Selbstbewußtsein“: „eds hängi mi erscht amoll a halwa schdud auf — vielleicht gehds mer dann besser!“. Eine Weisheit offenbart sich hier, die valentinesk genannt werden könnte in ihrer klugen Größe von einfacher Form. Überhaupt steht hinter dem Schreiben Eberhard Wagners jene feine Intelligenz von Geist und Seele —

gekennzeichnet von hoher Wachsamkeit, genauester Beobachtung aus halb geschlossenen Lidern heraus und gekennzeichnet von schmalen, behutsamen Fingern beim Schreiben. Ob er Themen aufgreift wie Jugend, Alter, Krankheit, Entsorgung oder Parteilichkeit, Erfolgszwang und Trimmwelle: Bilder holt sich der Autor her in alltäglichen Vergleichen und schafft so einen Rahmen, der gleichzeitig formt und gesprengt wird. „durchs bunda lisch gedrehd“ ist ein Buch, das man weder lachend, noch schmunzelnd aus der Hand legt; es ist ein Buch, das den Atem leichter, ruhender macht.

chr.
Der Steigerwald-Pöpel. Verfasser Bernhard Staude, Forchheim, Neuenbergstr. 40, Eigenverlag, DM 45,— mit Holzschnitten von Felix Müller, Neunkirchen/Brand. Bibliophile Großausgabe. Daneben: Gebrauchsausgabe ebenfalls mit Holzschnitten von Felix Müller, herausgegeben für den Steigerwald-Klub und dessen Ortsgruppen. DM 4,50.

Man kann in Forchheim noch Bücher machen. Der vorliegende Band stellt dem Verfasser, dem Drucker (Streit-Forchheim) dem Holzschnitzer, dem Einbandzeichner (August Schaduz, Forchheim) das beste Zeugnis aus. Der Inhalt, in feinsten Sprache erzählt, ist die Geschichte der armen Seele des brutalen Amtmannes von Schlüsselfeld, die keine Ruhe finden kann und nun ein seltsam bewegtes und bewegendes Leben bis zur Erlösung führen muß. Der Rahmen dieser Geschichte sei hier nicht erzählt, man würde die ganze Spannung hinwegnehmen. Bernhard Staude, heute weit über 80 Jahre, läßt nichts von seinem Alter spüren, es sei denn die Weisheit, die aus der Geschichte immer wieder entgegentritt. Fast dreißig Jahre war er Lehrer an einer heute oft gelästerten — zu Unrecht, wie ich meine — einklassigen Schule in Aschbach. Da hat er den Steigerwald und seinen Sagenreichtum kennen- und lieben gelernt. Jetzt erzählt er seine Version vom Steigerwaldpöpel in einer Art, die sein früher schon gezeigtes schriftstellerisches Tun wunderbar krönt. Und eine besondere Krönung dieses Buches ist zudem die erstmalige bildnerische Mitarbeit des 75jährigen Neunkirchner Künstlers Felix Müller. Alle Freunde des Holzschnitts sollten zugreifen, denn hier wurde mit dem Stichel in ganz persönlicher Weise das Werk des Verfassers in großflächige Anschauung umgesetzt. Der Felix-Müller-Stil ist eben unverkennbar. Und der dritte Mann im Bunde, der Gestalter des Umschlages, ist auch